

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts.

Um Kap Horn.

(Skizze aus dem Seemannsleben.)

Von Joseph Brogitter (Wiesbaden).

Unter kräuselnder Tropenhitze lag der Hafen von Talcahuano in Chile. Wochenlang hatten wir Weizen geladen. Sack auf Sack von jenem langhalmigen, goldgelben Weizen, und nun endlich war der schier unerträglich heisse Bauch der „Mule“ gefüllt. Sack für Sack lag unser schönes Schiff, sollte es doch morgen wieder hinaus gehen auf das weite Meer. Jetzt blieb es also Abschied nehmen von dem Land und seinen Bewohnern und von den Kameraden auf den anderen deutschen Schiffen; herzlichen Abschied, denn nie weiß der Seemann, ob es ihm vergönnt ist, je wieder Land zu schauen.

Es ging gegen Abend, als das Gemüsel der Schiffsglocke verländete, daß für die „Mule“ die letzte Nacht im sicheren Hafen bevorstehe. Von allen Seiten näherten sich daraufhin mit Landbeuten bemannte Boote unserer Bark, um den Scheidenden Grüße in die Heimat zu bestellen und den letzten Abend mit ihnen zu verbringen.

Zu Dingen und Bieren saßen die Seeleute am Deck, in malerischen Gruppen, die Wistfuls freilich, man tauchte Erinnerungen aus und erzählte Erlebnisse früherer Fahrten. Da lag eine Gruppe braunbrennter, wetterharter Leute, mit kahl geprägten Zügen, ergraut in ihrem entbehrungsreichen Beruf; ihr staubblaues, klüßes Auge leuchtete in Jugendkraft, während sie einander zutrauten, auf frohe Heimkehr und Wiedersehen im Vaterland. Mit alten Seemannsberauben befaßt, schauten die anderen gesamt und ergriffen auf, als der große Segelmacher der „Mule“ sagte, daß dies seine letzte Fahrt sei. Die Wägen hätten es ihm erzählt, die im Hafen von Talcahuano ihr Futter suchen; überdies habe er einen Zahn verloren.

Wenn einer so alt ist wie ich und verliert im Hafen einen Zahn, so ist das das letzte Land, das seine Zähne betreten.

Seine Zuhörer trösteten ihn und sprachen ihm Mut zu; und doch, man sah es deutlich in allen Gesichtern geschrieben, daß auch sie nicht mehr an ein Wiedersehen glaubten. Sie nahmen Abschied von ihm für immer.

Spät in der Nacht trennte man sich, und die Freunde kehrten auf ihre Schiffe zurück. Am anderen Morgen um 4 Uhr schickte die „Mule“ unter dem Geleite der Matrosen die Anker, die Schlepper kamen, gaben ihre schwere Strahltrasse an Bord und knannten sich vor, um uns aus dem Hafen zu buffieren. Die Flaggen wurden gehißt — „Lebe wohl“ wurde signalisiert, und „Gute Fahrt“ — „Auf Wiedersehen“ kam von allen Schiffen prompt zurück. Dann kam mit dem Mannschaff der „Mule“ vollzählig, und mit dreimaligem donnerndem Hurra nahm sie Abschied von Talcahuano und von dem Hafen mit seinen Schiffen.

Langsam ging es der Ausfahrt zu. Dort war eine Klippe, die ziemlich weit in die Nacht hineinragte, aber vom Land aus auch leicht zu erreichen war. Diesen klüßigen Platz hatten sich ein paar Chilenerinnen ausgesucht, um das Schiff und seine Besatzung noch einmal zu grüßen. Schwarzhäutige schwarzhaarige Klein und stierlich standen sie da, ihrer fünf oder sechs und winkten den blonden Deutschen ihren Abschied. Man sah einer der harten Menschen fühlte brennenden Abschiedsweh und hielt mit Mühe seine Tränen zurück — Seemannsleben.

Weiter und weiter glitt das Schiff, kleiner und kleiner wurden die Mädchen, die Klippe und das Land. Die Segel wurden gehißt und blähten sich im frühen Morgenwind. Die Schlepper hatten ihre Pflicht getan. Nach drei vier Stunden, und die „Mule“ war allein, außer Sicht von Land, räumte man nur Wasser und tiefblau alszender Äther. Riffia feuerte unser flacker Dreimast nach Süden, um Kap Horn zu gewinnen und dann neuen Kurs zu nehmen nach Norden, der Heimat zu.

Zwanzig Tage später auf der Höhe von Kap Horn. Wir schrieben Karantäne; schwer und düster saßen die Wägen am Himmel. Bleigrau rollte das Meer seine unruhigen Wogen; die schaumgekrönten Wellenköpfe jagten einander und türmten sich um das nur mühsam keine Bahn verfolgende Schiff. Belagert stand der Kapitän auf dem Achterdeck; denn das steile Einlen des Barometers, die Unruhe der Elemente und das schauerliche Groll — I-I, Gut-I-I der Sturmögel verurteilten ihm ein nahendes Unwetter. Klar und bestimmt trat er keine Anordnungen, die die „Mule“ bereit machen sollten zum Kampf mit den Naturgewalten. Geistesfähig ließen die Matrosen hin und her, um alles Bewegliche fest zu machen oder unter Deck zu verfrachten.

Da vernimmt man auch schon ganz weit in der Ferne ein unheimliches Röhren und Braulen, ein schrilles, bellendes Pfeifen und Heulen. — Pause, wie sie der Mensch nur einmal zu hören braucht, um für immer unversehrt in seinem Gedächtnis zu haften. Das ist der Sturm, weiß der Seemann, und nur noch Augenblicke vergehen, dann liegt das Schiff mitten drin. Noch einmal überfliegt sein klüßiges Auge das Deck und auch alles in Ordnung ist. Tiefer drückt er den Südwest in den Rücken und fast instinktmäßig nimmt er einen Platz ein, wo er sich am meisten geschützt glaubt.

Da hat auch schon der Wind das Schiff gepackt: Hochauf bäumt es sich und reißt sich gleich darauf tief zur Seite. Donnernd schlägt die erste Sturzwelle an Deck. Brausend schreit die See. Da, da reißt auch schon eins mitten durch das oberste Segel des Fockmastes. Heulend pfeift der Wind durch die Lüfte und peitscht die Segelkanten, daß es schallt wie von Hammerschlägen. Ein, zwei andere Segel im Großmast teilen dasselbe Schicksal. Dazu brüllt der Sturm in der Luft, läßt das Taumelwerk gegen Mast und Rufen schlagen, reißt und scharf an den übrigen Segeln und knarrt wiederum die Tauen zum Zerplatzen strafft, daß sie klagen wie gekannte Seilen. Rasselnd erklammert der Segler die Wellenberge, um gleich darauf hinabzufliegen in die gähnende Kluft. Sturmpeitsche haut das Wasser ins Schiff; das ächzt und stöhnt und tracht in allen Fugen, und die Decke liegt so über, daß die Reeling die Salatlut pflügt.

Näher der Bordwand liegt der 20 Meter lange Nothmast. Unheimliche Traktfelle stellen ihn an Deck; und doch, eine überkommene schwere See reißt ihn los, und unter dem unheimlichen Druck des Wogenhauens bricht der mächtige Mast mitten durch wie ein schwantes Rohr. Grell schreit die Welle des ersten Offiziers. Bis an den Leib im Wasser wogend, trachten die Leute, zu ihm zu kommen; denn sie wissen, daß der an Deck umhertreibende Nothmast die „Mule“ an gefährdet.

„Wer hilft mir den Mast in Sicherheit bringen“, ruft tragend der Offizier, will er doch zu solch schwerer, lebensgefährlicher Arbeit nur Leute haben, die ihm freiwillig helfen. Während die junge Kraft noch zaudert und abwägt

zwischen hoffnungsvollem Leben und ruhmreichem Seemannslob, spricht der alte Segelmacher gelassen: „Grüß mit meinen Bruder in Hamburg“, und geht mit dem ersten Offizier in das brodelnde, stöhnende Wasser, um den Mast mit einem Tau zu umschlingen und festzuheben. Bis an die Brust stehen sie in der eiskalten Flut und erwarten einen günstigen Zeitpunkt. Da, starr sind aller Augen gerichtet auf eine aussehende Woge, eine weichtreilige, heilungsrige, die sich unheilrohend gegen das Schiff heranwölgt. Schredgeleimt und außerstande, Hilfe zu leisten, müssen sie zusehen, wie die Wasser mit Schiffs bereinbrennen und den Nothmast und ihre beiden Kameraden mit sich reißen — auf Nimmerwiedersehen. Der Kapitän auf dem Achterdeck auid die Achsel: Bei solchem Wetter ist keine Rettung möglich.

Der alte Segelmacher, er hatte es gewußt, er hatte es geahnt; nun hatte er keine Ruhe gefunden, tief unten auf dem Meeresgrund zwischen blühenden Anemonen am sturmumbräuteten Kap Horn. — Die Nacht war hereingebrochen. Rabenschwarze Finsternis umhüllte uns, und nur die Wellen flammte leuchteten phosphoreszierend in der Dunkelheit. Tiefhängende Wolkennähen flüchten in gelbenstehender Eile dahin, getrieben von der Windbraut, bald zu unregelmäßigen Klumpen zusammengeballt, bald wild zerstreut, labris zerlegt.

Blüßlich kimmerte es durch das Dunkel, und geistergleich beleuchtete der Mond den Verzweiflungskampf der „Mule“ mit den tobenenden Elementen. Und siehe da, nordwärts, vom Mondlicht getroffen, wie ein Sämen, ein kühnherkühler Fels, eine hochragende Klippe, an der sich schäumend die Welle bricht. Im nächsten Moment verdammt eine riesige Wolkenganz das leuchtende Gestirn, und alles verliert wieder in nächtiges Dunkel. Nur das ferne Donnern und Krachen der Brandung hallte noch herüber zu dem einsam kämpfenden Segler. Mit erneuter Macht legte der Sturm wieder ein; er peitschte die wohnhüßigen Wellenrolle zu tosendem Lauf. Wind und Wasser schienen sich verschworen zu haben zum Verderben unseres stolzen Schiffs.

Eine endlose Nacht verging und ein düsterer Tag. 36 Stunden harzte nun schon der Kapitän aus auf seinem verantwortungsreichen Posten, im wassertriefenden Ozean. Seine redensfähige Gestalt mit den Rabenbärten, trockenen Zügen, die uns Mut und Vertrauen ein, schweigend taften wir schwere Arbeit. Schon stand das Mannschaffslogis voll Wasser als endlich, endlich nach zweimal 24 Stunden das Unwetter nachließ.

Nicht zuletzt hatten Schiff und Besatzung es ihrem tüchtigen Führer zu verdanken, daß sie dann wieder bessere Tage haben. Manah einer von uns hatte die Hoffnung aufgegeben und nicht geglaubt, wieder heimatliches Land zu betreten. So aber, ich habe Kap Horn gesehen in jener schimmrigen Nacht. Greifbar deutlich steht es mir noch heute vor Augen, ein gigantischer Felsenau in erhabener Majestät vor der turbulenten anstürmenden Macht des Meeres, ein großartiges, zeitüberdauerndes Monument für die Kameraden, die in treuer Pflichterfüllung den Seemannslob fanden.

Reisebekanntschaft.

Von Julius Kreis.

Die kleine alte Dame sah mir im Zug gegenüber; sie hatte 42 1/2 Grad P-Fieber. Schon bei der Wahl des Platzes war sie darauf bedacht, daß keinerlei Däbe und Eisenbahnräuber ihrem Koffer ansetzen nachkommen könnten.

Es stand darauf in rotem Kreuzförmig gezeichnet: Auf Wiederkehr! — Sie verhaute ihren leinernen Koffer bald auf der Bank, bald unter der Bank — hob ihn ins Reck und rief ihn dann in lächem Entschluß, wie eine Löwin ihr Junges, wieder heraus und stellte ihn sich zu Füßen. Dabei sah sie mich mit misstrauischen Augen unter ihrem schiefstehenden Zylinder an. Bis zur Station Grafing schied sie mich immer noch für Monolog, den Fürsten der Hotel- und Bahndiebe zu halten, und als sie einmal hinaus mußte, nahm sie den Koffer fiktional mit. Endlich gewann ich ihr Vertrauen, indem mich ein Koffer in Verwechslung der Verlen mit Herr Wachtmeister“ anredete, und sie entzog mir nicht länger den Anblick ihres Reisefrades. Von Grafing ab knallte sie von fünf auf fünf Minuten das Fenster herunter und sah noch der Station Oberaudorf aus, auch waren bereits sämtliche Wageninsassen sowie der Kondukteur und der Lokomotivführer einem peinlichen Verhör unterzogen worden, ob es auch der rechte Zug nach Oberaudorf sei.

In Reichenheim war Aufenthalt. Ein Kellner mit einem Bierbrett lang den Zug entlang eine verlockende Arie: „Hier gerätlich die Herrschaften, Sie — ie — ler geistlich, Herrschaften, Sie — ie — ler geistlich. — Das Krauchen erhob sich und winkte dem Gönner. — Und nun besah sich ein merkwürdiges Schanpel! Als es aus Becheln aing, da hob meine Reisegefährtin erst den dicken wollenen Oberrock und raffte noch einen Unterrock und dann noch einen Unterrock, und den drehte sie am Saum um, und dann neigte sie an Händen und Ellbogen herab und ariff und tastete den Saum ab, wurde plötzlich blaß und tat einen Schrei, laute aber dann gleich darauf: „Gott sei Dank, da ist es!“ Und schaute aus den Felsen eine geistliche Briefstafel heraus. Die war mit drei Strichen zugebunden und mit zwei Nadeln verriegelt. Auch diese Bände kneten, und dann fieberien die Finger in Dettlaster, Briefmarken und Kalenderchen herum, bohrten sich in gebelme Fächer hinein und anketen endlich das Geld heraus. Sie reichte es dem Kellner, der mittlerweile den Zug zweimal auf- und abgerast war, aber er verlangte noch einen Einblick für das Glas. — Das Krauchen verließerte den Kellner ihrer absoluten Ehrlichkeit und Lauterkeit, aber er ließ sich nicht erweichen. Sie trank das Bier voll halt, um das Glas wieder zurückgeben zu können, aus, und als das Absichtsanal offit und der Kellner noch nicht zur Stelle war, brach sie in Verzweiflung aus. Sie winkte und rief beifig den Zug entlang und schwa das Glas. „Das Glas! Kellner, das Glas!“ — Der Kellner kummelte genählich herbei und nahm es in Empfang, rechnete sich mit einem anderen ab, und der Zug fuhr schon an. Ich merkte sie halten, sie wäre sonst aus dem Fenster gesprungen. Endlich reichte ihr der Kellner aus dem Fenster taufeln das herausgeholt hinauf, und sie sank erschöpft auf ihren Platz. Denn raffte sie den Oberrock und dann den Unterrock und dann den Unterrock, küßte den Saum um, tastete ihn ab tat das Geld ins Geheimfach der Briefstafel, band drei Stride darum, steckte sie mit zwei Sicherheitsnadeln zu, und dann sie dann in die Geheimtasche des Saums.

Dann küte sie sich aufatmend zurecht, wilschte die Schweißtropfen von der Stirn und laute erklärend: „Sagte Sie's nicht auch, Herr Wachtmeister?“ — „Ja, logte es auch. — Und sie rief die Tasche vom Reck herab und verstaute sie hinter ihren Beinen. In Oberaudorf stieg sie aus. Die Tasche ließ sie unter der Bank liegen, und ich wartete ihr noch aus dem anfahren den Zug nach. . . . Wenn vorfichtige und ehrliche Menschen auf Reisen zusammenstreffen, so hat es weiter keine Gefahr.

Sternsinger.

Eine vollstündliche Studie zum Dreikönigstagen.

Aus den etwa seit dem 12. Jahrhundert bekannten Dreikönigslegenden, deren Blütezeit in das Mittelalter fiel, dürften die Umläufe der Stern- oder Dreikönigslieder hervorgegangen sein, wie sie früher in ganz Deutschland und darüber hinaus zwischen Weihnachten und dem 6. Januar, manchmal auch schon vor Weihnachten, abgehalten wurden. In Anbetracht ihrer großen Beliebtheit beim Volk ist es begreiflich, daß die Gestalten der heiligen drei Könige aus den Kirchen auf die Straße und in die Häuser gelangten. Hier trat der alte Drama des Volkes, nicht nur ausleben, sondern selbst mitspielen zu wollen, deutlich zutage. Ursprünglich dienten die Umläufe der Sternsinger lediglich der religiösen Erbauung. Später kamen sie zu weltlichen Tönen. Die hülften Berichte über die Sternsinger kommen aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, doch dürfte die Sitte viel älter sein. Vielleicht sind die Umläufe auf den Glauben unserer heidnischen Vorfahren an den Umlauf der Götter auf Erden während der Wölften und auf allerlei Mummenschauspielen zurückzuführen. Ursprünglich waren es nur die Weisen aus dem Morgenland, die von jungen Burken darstellten, mit einem erleuchteten Stern auf hoher Stange herumtrugen; und Weihnachts- und Dreikönigslieder sangen. Später kamen noch andere Gestalten: Herodes und sein Bedienter, Schriftgelehrte, ein Enkel und einige Hirten, hinzu. Die Rede und Gegenrede führten, wodurch eine dramatische Szene entstand. Diese Form war noch in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Münsterland in der Eifel bekannt. Auch in Posenheim wurde bis in unsere Zeit hinein ein Dreikönigslied aufgeführt, das in einzelnen Teilen sehr alt ist. Im Elsaß kannte man das Sternsingen seit der Reformation, jetzt ist es in Verrufenheit geraten. Dort sowie in der Pfalz traten meist nur Knaben auf, die nach dem Gesang Gaben einbrachten. In der Pfalz hießen sie Sternbuben, sie kamen meist aus dem armen Gellersweilerthal, erschienen in weißen Hemden, hatten Kronen aus Buntpapier aufgesetzt und Mantel für die Gaben umgehängt. Ein Bericht aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts schildert den Brauch des Sternsingens in Samkura folgendermaßen: „In war ein Stern zu tragen, so arbeitsam, daß keine Straßen den kleinen Träger vorn aus bedecken während hinten ein unhilfsreicher (?) Gemeindefreier nachschleifte, da waren drei Könige voraus, stellten mit langen Riesenbärten, schlappenden Mänteln, mit aufgeschwungenen Kronen, langen Zentern und Regenschirmen als Reichthümer. Und unter den dreien war gar ein schwarzer Mchrenkönig. So saßen die unbefleuten drei Könige langsam und bedächtlich durch die Gassen, gefolgt von inbenden Kinderheeren, deren Gesänge nur perstimmte, wenn vor den Türen angegebener Potts die Könige mit ihrem Sternträger ganz ehrbar ein geistliches Lied zu hören begannen. Sie schloß oft ein weltliches Schellenlied, das ganz anders mit herben trübseligen Reimen vorgetragen wurde, als war's ein Nuchstom. Dann sammelten sie milde Gaben ein, Putterbrot, Kuchen, Äpfel und Nüsse, lesten hares Geld. Häufig nähten man sie in die Häuser zum Geschenke der kleinen Kinder, welche sich anlangt in Scheuer Schürft den vermunten Gestalten näherten, aber auflent schloß mit dem schmerzlichen Freundschaft schlossen. Sie schieden mit dem alten, hell herausgeordeten Verle:

Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern.

Sie essen und trinken und besahen nicht gern.“

In Thüringen, wo das Sternsingen einst allseits üblich war, tragen zwei der als Könige verkleideten Burken verarbeitete Stäbe, der dritte auf einer Stange einen großen verarbeiteten dreieckigen Stern, in dessen Innern Erben lagen, die beim Drehen ein rasselndes Geräusch hervorbrachten. Unterhalb des Sterns befand sich ein kleines, mit Grün gefärbtes Häuschen, hinter dessen erleuchtetem Fenster eine Wanne, Herodes darstellend, sichtbar war. Neben dem Hause des Herodes lag links eine kleine Aufschauhaube rechts ein Stall mit Maria, Joseph, dem Christkind in der Krippe sowie Ochsen und Esel. Mit diesem Dreikönigs- oder Herodesstücken saßen die Burken von Haus zu Haus und sangen oder sprachen mit verteilten Rollen alte Reime von der Geburt Jesu und dem Besuch der Könige, wobei die Tuppen entsprechend bewegt wurden. Zur Besichtigung erhielten die Sternsinger Schwaren oder Geld. Heroders archaische aellastete sich das Sternsingen ehemals in Hildesheim. Schon von Mitte Dezember an zogen Männer aus dem Bürgerstand, als heilige drei Könige verkleidet, in Peaktuna eines Herodes und mehrerer Muffanten umher und sangen ihre Lieder. Der Mchrenkönig trug einen archen, mit einem Marienbild gefärbten, transparenten Stern, in dessen Innern Licht brannten. Es folgten Könige zum Fortzug, welche die Geburt Christi, den Besuch der Weisen und die Verfolgung der unglücklichen Kindlein behandelten. Da es bei den Umläufen häufig zu Unbehörigkeiten kam, erließ die Behörde wiederholt Verbote gegen das Sternsingen, aber das Volk setzte sich nicht daran. In Schleien stehen auf dem Lande, besonders im Gebirge, heute noch am 6. Januar drei Burken, als Könige aus dem Morgenland ausgestattet, umher und singen ihre alten Lieder. Ehemals schlossen sich den drei Königen Herodes und sein Bedienter Laban, die lustige Person des Ensembles, sowie einige Engel und Hirten an. Aus Rede und Gegenrede entstand die einst durch ganz Schließen verbreiteten Sternsingerspiele, eine Fortsetzung der mittelalterlichen Weihnachtsspiele. In der Provinz Sachsen, z. B. in Torgau und Umgegend, stehen die Kinder mit einem großen erleuchteten Oberrücken herum. In der Mitte befindet sich ein Haus, dessen Fenster mittels eines Rahmens sich auf- und zumachen läßt, um eine Figur, Herodes, bei bestimmten Stellen des am Fortzug gelangenden Lides erscheinen zu lassen. Am Niederrhein geben Kinder mit dem sogenannten Dreikönigsstaken, in dem sich drei Buppen befinden, die die Könige aus dem Morgenland vorstellen, von Haus zu Haus. Früher zogen in Franken arme Leute mit langen Hemden über ihrer Kleidung, Lederhülsen und Papierkronen singend umher. In gleicher Verkleidung gehen heute noch in Westfalen, Schwaben und in der Pfalz drei Knaben Haus bei Haus, davon einer als Mchrenkönig mit gefärbtem Gesicht. Im Elsaß kennt man seit langer Zeit das Sternsingen auf Grobkneipen (6. Januar). Ehemals hielten es gewisse arme Gebirgsdörfer des Oberharzes für ihr Privilegium, abwechselnd vom 1. bis 6. Januar verschiedene Gruppen von teiligen drei Königen, auch wohl Sternsinger genannt, weit ins Land hinein zu schicken, um Gaben einzusammeln, wie es bis in die Gegenwart hinein von Schierke aus geschah. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts war die übliche Sitte des Sternsingens in Deutschland und darüber hinaus weit verbreitet und wenn sie auch heute noch nicht ganz ausgestorben ist, so bedarf sie doch dringend der Neubelebung.

E. E. A.

Gesellschaft und Mode

Im neuen Glanz des hohen Hutes. Ein verstoßener Knap der Mode hat wieder seinen Einzug in kein Reich gehalten: der Zolinder. Auch er gehörte zu den Opfern des Krieges, und es ist ein Zeichen wiederkehrender Eleganz, daß er sich nun den neuem kein Recht erobert. In Frankreich tritt die Frauquière für die Alleinhererrschaft des hohen Hutes ein, den er für die einzige eines Dandys würdige Kopfbedeckung erklärt, und in die Logen der Großen Oper werden nur Herren im Zolinderdarmut zugelassen. Bei den französischen und englischen Rennen der neuen Saison konnte man wieder das imponierende Meer der schwarzen „Anghäutchen“ bewundern, und in England hat auch die höchste Blüte der Zolinderkultur, der schneeweiße Seidenhut, sich schon wieder hervorgewagt. Im neuen Glanz des hohen Hutes lebt die Pracht vergangener Zeiten auf, die den Zolinder als Symbol der vornehmen Verträchtigkeit verehrte. Wie der Name der großen Erfinder so oft in dunkle Nacht verfallen ist, so erglänzt auch kein Sang, kein Festenied von dem Schöpfer dieses Kopfschmuckes. Die Engländer beschreiben zwar, ein Kaufmann vom Strand, John Hebbington, habe als erster einen Zolinder getragen, und feiern den 15. Januar 1927 als seinen Geburtstag. Aber so viel auch dieser wahre Mann als ein echter Märtyrer des Fortschritts leiden mußte, in seinem originalen Staat von der Menge verurteilt und wegen Erregung öffentlichen Argernisses bestraft wurde, er hat doch schon viele Vorzüge gehabt. Hutmacher, die mit dem Zolinder eine täuschende Ähnlichkeit haben finden wir bereits in der Mode des Barock. Der eigentlichen Blütezeit des Zolinders reht die Herrschaft des runden Hutes voran, den Franklin aus der neuen Welt mitbrachte und der eine Zeitlang als das Zeichen revolutionärer Bestimmung galt. In Deutschland war dieser „Faschinerhut“ vielfach verboten, und der Zar Paul I. bestrafte das Tragen einer solchen Kopfbedeckung mit der Todesstrafe. In der Zeit des Wiener Konzepts reichte dann der hohe Hut über den runden Hut, und er brachte zwei Vorteile mit, die ihn jedem Dandy unentbehrlich machten: er war sehr unpraktisch und sehr häßlich. In der Wiederkehrzeit entstanden die Vordröner des Zolinders: Sonnen wurden auf ihn angebracht, und einer seiner glückseligsten Verehrer, der Graf Güllener-Mustau, prägte den Satz: Der Zolinder unterliegt nicht den Launen der Mode; er behält selbst die Zeit. Ein Mann von Geschmack kennt nur einen Hut, nur ein einziges Modell, das sich immer seinen Zügen, seinem Wesen, jeder Lage und jeder Umgebung anpaßt: den Zolinder. Und einer der letzten Herren dieses Hutes, der sich niemals von ihm trennte der französische Dandy Barben d'Aureville, laute zu Francois Coppee: „Ich habe manchmal meine Meinung, aber niemals meinen Zolinder geändert.“ Die Verhöhnung des Zolinders dauerte sich auch in den mannlichen Verführern, ihn zu befeuern. In England gab es eine Zolindersteuer, bei der jeder Träger dieses Kleidungsstückes eine halbe Krone entrichten sollte, und in der Pariser Kammer kam es zu erbitterten Kämpfen, als man eine Zolindersteuer mit 2 Franken pro Hut einführen wollte.

Die Gefahren des langen Hutes. Sehr ungünstige Folgen für die Schönheit der Engländerin erwartet Dorothy Richardson von der Einführung des langen Hutes, der in der neuen Mode immer häufiger auftritt. Sie ist der Ansicht, daß der lange Hut sehr viel dazu beizutragen habe, um den Tugenden Albions mehr Grazie und Eleganz zu verleihen. „Der Unterschied in der Erscheinung der Engländerin von heute und ihrem Aussehen während der Herrschaft des langen Hutes ist außerordentlich groß“, schreibt sie. „Das Auftreten des kurzen Hutes enthüllte mit einem Schlag die bisher verborgenen Mängelheiten im Gange der englischen Frau. Sie hat nun selbst die erstaunlich ungraziöse Bewegung ihrer Hüfte, änderte diese und leute von nun an das größte Gewicht auf elegantes Schuhwerk und guten Gang. Das elastische Ausstreiten der Beine, das durch den kurzen Rod begünstigt wurde, verließ der ganzen Figur einen schmerzhaften araischen Rhythmus und gab der Frau ein schlankes, gymnastisches Relief, so daß auf einmal die Damen sehr viel leichter und hübscher ausliefen. Die Wiederkehr des langen Hutes wird eine alttestamentliche Tragödie sein, die schwere Gefahren für den Körper nach sich zieht. Der lange Rod ist häßlich und unflexibel; er ist gefährlich. Kein einziges gutes Wort kann für ihn angeführt werden. Lange Draperien erfordern eine besondere Geschicklichkeit im Tragen und in den Bewegungen; sie können aber immerhin noch arais wirken. Gegenwärtig befinden wir uns jedoch in einem schrecklichen Zwischenzustand: der Rod ist weder kurz noch lang. Er schneidet in häßlicher Weise alle Linien und Kurven des Körpers, enthüllt die plumpesten Knödel und Hüfte, verkleinert aber den Hals und kräftigen Rhythmus, den der kurze Rod den Beinen verlieh. Man sagt, der lange Rod sei ankündigend. Aber was wir jetzt zu leben bekommen, ist eine so fällige Anständigkeit, daß sie überaus unanständig wirkt. Der kurze Rod hat so lange geherrscht, weil die Frauen keinen Segen erkannten. Wenn er nun verschwindet, müßten sich alle darüber klar sein, was sie opfern und was sie verlieren und welchen Gefahren sie entgegenstellen.“

Scherz und Spott

Küßelhafte Aufschrift. In dem Fenster eines Schuhmachers in Wien hing bis vor kurzem ein Zettel mit folgender Aufschrift: „Le pu wit a pumma.“ Die Vorübergehenden sprachen kopfschüttelnd vor dieser rätselhaften Aufschrift stehen zu bleiben, um schließlich nur zu konstatieren, daß es weder Französisch noch Englisch noch irgend eine der anderen Kultur Sprachen sein könnte. Man einigte sich meistens auf Esperanto. Bis eines Tages ein Esperanto-Jünger auch hiergegen energisch Veto einlegte und beherzt in die Schuhmacherwerkstatt eintrat, um des Rätsels Lösung zu erzwingen. Und zu seinem Erstaunen mußte er hören, daß der biedere Schuhmachermeister nur im guten, wenn auch ein bißchen verbeugener Wienerisch hatte sagen wollen: Lebrhub wird aufgenommen.

Die rettende Schreibmaschine. Eine Dame, die zu den neuen Reichen gehört, schaffte sich eine kostspielige Schreibmaschine an und stellte sie in ihr Boudoir. Als sie von ihrer Freundin besucht wird, wozu sie denn die Schreibmaschine brauche, erwidert sie: „Wissen Sie, in der sozialen Stellung, wo ich jetzt bin, muß man manchmal Briefe schreiben. Na — und weiß ich mich in der Orthographie nicht auskenne, schreibe ich lieber mit der Maschine, weil es bei einem Fehler dann ausreicht, als hätte man nur daneben gehauen.“

Trübsamer Humor. Die Grüne Insel ist bekanntlich trotz des schweren Bürgerkrieges, der dort herrscht, ein Land unverwundlichen Humors, und eine ganze Anzahl lustiger Anekdoten hat George A. Birmingham in seinem Buch „Die weitere Seite des irischen Lebens“ gesammelt. Er erzählt z. B. von der alten Dame, die nach Dublin kommt und auf dem belebtesten Platz einen Schuhmann fragt, wo die meisten Straßenbahnen vorbeifahren. Wenn Sie nicht gleich aus dem Wege gehen, werden Ihnen alle in den Knien zerbrechen sein“, erwidert der Hüter des Geleises. — Eine Dame hat in einem Abteil 1. Klasse sämtliche Sitze mit ihrem Gepäck belegt, und als sich andere Gäste darüber beklagten, erklärte sie dem Schaffner: „Ich bin eine von den Direktorenfrauen.“ „Das hilft alles nichts“, erwidert der Beamte. „Sie müßten Ihr Gepäck auch wegnehmen, wenn Sie die einzige Frau des Direktors wären.“ — Bei den Alterspensionen, die in Irland ausbezahlt werden, kommt

manchmal Wertwüßiges vor. So erklärte eine Frau, sie sei über 70 Jahre alt. Ihr Trauschein aber zeigte, daß sie um zehn Jahre jünger sein müßte. Da gestand sie, daß sie sich um zehn Jahre jünger gemacht habe, weil ihr Mann tatsächlich acht Jahre jünger war als sie. Ein Mann wieder gab an, er sei 70 Jahre, und man stellte fest, daß er schon 80 war. Darüber betrauerte er: „Ich wollte gewiß nicht die Beküßte sein. Aber wenn ich meine Pension habe, müßte ich wieder heiraten, und kein Mädchen in meinem Dorf nimmt mich wenn man erfährt, daß ich schon 80 bin.“ Pessimistisch ist die Antwort des Fren, der auf die Frage, welcher politischen Partei er annehöre, erwiderte: „Ich weiß nicht, aber ich bin immer gegen die Regierung.“ Ein Mann fand seinen Freund in tiefer Trauer auf dem Bahnhof stehen und wollte wissen, was er hier mache. „Ich will einem Bekannten beistehen“, erklärte dieser, „aber die Leiche hat den Anschluss verpasst.“ — Ein Geistlicher besaß keine Predigt schlagendermachen: „Der heutige Text, geliebte Brüder in Christus, nimmt eine Zwischenstellung ein zwischen dem, der vorausgeht, und dem, der unmittelbar danach folgt.“

Neue Bücher

Elise Juchacz. „Jesus“. Ein Roman. (Eugen Sauer in Heilbronn.) Elise Juchacz hat in diesem Roman ein Buch geschaffen, in dem künstlerische Intuition die uns allen vertrauten Worte und Erzählungen der Evangelien zu einem neuen Leben erweckt. Das Bild, das sie zeichnet, ist bei aller Sorgfalt, mit der sich die Dichterin in das Judentum der Zeit Jesu vertieft und bei aller Gehaltungsstrenge, mit der sie es uns geschildert hat, nicht der historische Jesus, noch weniger der Christus des Dogmas. Ihr „Jesus“ ist eine Schöpfung aus Fleisch und Blut und Leben, umgeben von einer Hülle Leben, wahr geschilderter Personen. Vielleicht, daß manchen, dem das Christusbild keiner Kirche fremd oder bloß geworden ist, dieser Jesus der Dichtung Elise Juchacz eine Erleuchtung wird.

Paul Frank: „Die Romanfigur“. Eine bizzarre Geschichte. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Der phantastische Einfall, über den Paul Frank zu schreiben beginnt, ist auch in seinem neuen Werk die Quelle, aus der alles Gesehene sprudelt. Seinen Einfall gehalten der Dichter diesmal aber zu einem Thema mit Variationen. Aus einem fast schillernden Drollfang geboren, beginnt das Thema zu zirkulieren; es macht alle Erweichungen und Wühlungen durch, es kreist das Droll und liegt paralytisch, es jubelt in Fanfaren und tummelt sich in Humoren, um in tollen Sprüngen ins Gebiet der Groteske zu münden, bis ein dämonisch getriebenes Furiöses Hölle und Hölle gebietet. Der Leser wird mit dem Gefühl entlassen, Jenseits gewesen zu sein eines unheimlichen Spahs, der seine Fassungstrennung bis zum äußersten erregte.

Wolff Juchacz: „Das Chamäleon“. Ein Feldbuch. (Delphin-Verlag, München.) Spannend wie ein moderner Abenteuerroman, den es höchst auslöst perfiziert, und mit einem überlegenen Humor erzählt dieses „Feldbuch“ von einem Chamäleon, nämlich einem äußerst gemäßigten Hochkünstler und Heiterkeitswunder, der in den verschiedensten Masken aus den Schwächen seiner Mitmenschen einen nicht alltäglichen Nutzen für sich und den Leser zieht. Die Dummheit und Verlogenheit ganzer Gesellschaftsschichten wird dabei auf das ergötzlichste bloß

gelegt, und eine ganze Reihe von zweckloserhüßlichen Epikuren lassen die humoristische Kunst des Verfassers im besten Lichte leuchten. Das Buch, das mit einer Fülle lustiger Bilder geziert ist, wird in unferster trübten Zeit vielen Tausenden Befriedung im Lachen bringen.

„Johannes Kahl: „Flugfährten und Fluglame“. Aphorismen und die Aphoristik, der neue Stil. (Vertrieb: Von der Quelle des Aphorismus bis in die Aphoristik.“ Von Professor Dr. Walter von Hof, (Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Engel u. Loche, Berlin SW. 11.) Flugfährten und Fluglame bietet zum erstenmal eine literarische Abhandlung über des Aphorismus Ursprung, Geschichte, Gehalt, Wesen, Bedeutung und Zukunft in drei Kapiteln, dazu in neuer, kunstaphoristischer Form. In jedem Kapitel sind reiche Beispiele in 24 Kapiteln angeführt ein halbes Tausend eigene Aphorismen an, die alle Gebiete umspannen und die das Kennerniveau flüssig nennen mag. Einzig und neu ist: Die Natur im Aphorismus und die Jenseits im Aphorismus, Natur und Geist gemischten in Aphorismen, die aphoristische Anekdote, die Aphoristik in negative und positive Aphorismen, in Pär- und Gegenkapitel und der besondere Zusammenhang.

„Ludwig Fink: „Der Ahnengarten“. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Kraft, Lichter und Farben sind in diesem jüngsten Buche des Dichters und Geschichtenerzählers Ludwig Fink. Der Vorüber und Urmutter Mut und Wesen ist unter verheerenden und oftentunlichste Erde und Eigen. Im Sonnenlicht von alters erblüht unter unseren Augen der gefaltene Ahnengarten; Duft und Schatten kreuzen, Früchte reifen, an Kinder und Entel das kraftvolle Bewußtsein dankbaren Lebens weitergebend. — Fink's Erzählungskunst meistert diese frisch aus dem Leben geschöpften, anekdotischen Stoffe mit Sicherheit und leichter Hand.

„Ed. H. K. A.: „Wetten“. (Helm-Verlag, Basel-Belzig.) Forderung einer ruhigen, abgeklärten, in sich gefestigten Persönlichkeit, Stationen eines Lebensweges, dem tiefes Schauen nach innen geblieben Sinn verleiht hat, sind diese „Wetten“ regende Erlebnisse. Aus Urgründen möglicher Personendehnheit und möglicher Vergebung tauchen Bilder auf, die den unendlichen Kosmos sichtbar machen, den Menschen in der Welt tragen. Ungeahnte Tote der Verheerungen strahlen auf über Gölben, ein Berg Nihos befeuert und beflammen der Farben brennt aus verfallenen Meeren auf, manisches Geleucht über göttlichen Schären, schmerzhaftes Ringen unerschlossener Schwellen, traumhaftes Wirken namenloser Kräfte, flingendes, jubelndes Wachen trauriger Reinketten, festerlicher Unerschlichkeit, lautlos, gedehnter Erlösung. Das ist die Geschichte einer Menschwerdung. Eine Menschwerdung, die aus dem Glauben an das gute Prinzip in der Welt übergeht. Dem Bild verleiht verleiht sich der Text, der durch das mit zentraler Symbolik in Farben geführte Bild führt.

„H. Chopin“. Studienbuch von Gottfried Galka. Ein Fortsetzung der von Otto Halbreiterer Musikverlag, München, herausgegebenen „Studienbücher“ erschien jetzt neben „Hoch“ und „Reithaus“ auch „H. Chopin“. Eine Fülle von neuen Einwirkungen und interessanten Werten (besonders in technischer Hinsicht) für den Vortrag Chopin'scher Werke — hauptsächlich der „Vollbilder“ und „Erläuterungen“: Sie werden von den Pianisten dankbar begrüßt werden Galka tritt aber, wenn er meint, es sei in ähnlicher Weise nach nichts über Chopin von Chopin spielen veröffentlicht: Kaoul u. Kozakoff, der Betrachter einer, hat über sein gesamtes Chopin-Repertoire wertvolle Beiträge — Fingerzeige gegeben.

„Heulstraden und Libellen“. Von Dr. Kurt Fischer. Mit 24 Abbildungen im Text und einem farbigen Umschlagbild. (Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Geschäftsbüro: Französischer Verlagshandlung, Stuttgart.)

nicht ausreichend; 21. Sx14, Dx10; 22. Sd1, De7; 23. Dg5+, f6; 24. Sx10, De7; 25. Dxg6! („Mit diesem schönen Zug lohnt das Schicksal! Pahls geistvolles Spiel.“ Meister O. Zander.) — Schwarz gab auf.

Partie Nr. 151. — Vorgabepartie (ohne Sbl).
Berlin 1921.

Weiß: Studienrat O. Zander; Schwarz: Dr. K.

1. e4, e5; 2. d4, e4; 3. c3, dxc3; 4. Lc4, Lc5 (Lb4), 5. Sd3, Sd6; 6. 0-0, Sd7 (Sd7); 7. e5, Sg4 (d5); 8. Nd5, De7; 9. Lg5, f6? (Df8 war wahrscheinlich besser; der Text; zug öffnet den weißen Türmen die e-Reihe); 10. exf6, gx10; 11. Tacl, Se5; 12. Sxe5, Sxe5; 13. Txe5, aufgegeben.

Caissa.

Die Muse des Schachs, die zehnte im Bunde, verdankt ihr Dasein dem englischen Sprachforscher Sir William Jones, der Ende des 18. Jahrhunderts das Schach und seine Schützlinge in einer schwungvollen Dichtung besang. Nachfolgend einige Zeilen in der Übersetzung Hermann Zehner's: „Wandelbar ist die Neigung des Menschen für alles Schöne, Höhe der Welt. Oft mißfällt heute, was gestern entzückt. Langsam aber, doch dauernd, erwirbt seine r. diche Freundschaft.“

Sich das indische Spiel, die bis zum Grab sich erhält. Jünglinge sah ich die Jugend, Männer die Voikraft der Jahre, Greise die spürliche Glut osfern im geistigen Kampf. Lorley bezaubert den Schiffer und zieht ihn hinab in den Abgrund; Aber Caissen genügt's, daß sie ihr Opfer bestreicht. — Sklaven sind wir doch alle, auch da, wo wir Herrscher uns dünkten: Unwiderstehlich beherrscht uns das dämonische Brett.“

Rätsel

Bilderrätsel.



Diamanträtsel.

A
A A A
B D E E
E E F H I I
I I K K K L M N N
N N N O O O
O R R R R
S S T
T

Die Buchstaben in dem Diamanträtsel sind so anzuordnen, daß die wagrechten Reihen Wörter ergeben, welche bedeuten: 1. Buchst., 2. Raubvogel, 3. Volksstamm, 4. weibl. Name, 5. ehemaliger deutsch. Kolonialbesitz, 6. griech. Stadt, 7. Zeitsmaß, 8. Figur der Sagenwelt, 9. Buchstabe — Die mittlere Senkrechte lautet dann gleich der mittlsten Wagrechten.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 533:

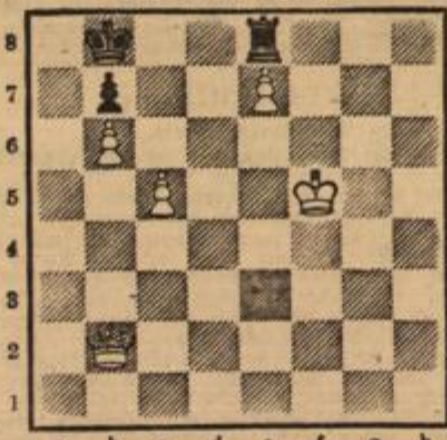
Problem „Glockenturm“: Ein neues Jahr bringt neues Glück. — Litterärrätsel: Ruhla, Natal, Feuer, Reich, Fra kfurt, Karlsruhe. — Bilderrätsel: Opossum, Birke, Eger, Rotang, Alma, Moskau, Oberammergau.

Spiele und Rätsel

Schach.

Bearbeitet von R. Weddewellen.

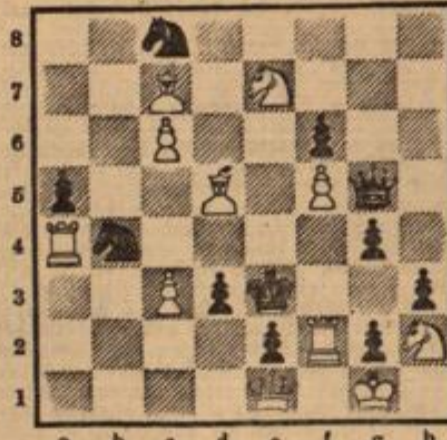
357. P. A. Orilmont.



Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kf5, Db2, Bb6, c5, e7; Schwarz: Kb8, Te8, Bb7.

358. J. R. Neukomm.



Matt in 2 Zügen.

Weiß: Kg1, Del, Ta4, f2, Le7, d5, Se7, h2, Bc3, c6, f5; Schwarz: Ke3, Dg5, Sb4, c8, Ba5, d3, e2, f6, g2, g1, h3.

357. Eine leichte, aber recht gefällige Miniatur. — 358. Ein ganz waghalsiger Schlüsselzug ist die Pointe dieses belobten Problems.

Partie Nr. 150. — Alapins Eröffnung.

Gespielt in Berlin 1920 als Turnierpartie.

Weiß: Pahl; Schwarz: Gregory.

1. e4, e5; 2. Se2, Sf6; 3. f4, exf4; 4. d3, g5 (behauptet den Gambitbauern gegen Entwicklungsnachteile); 5. h3, Sh5; 6. g4 fxc3; 7. hxc3, Sg7; 8. Sxg3, Le7; 9. Sh5, Se6; 10. Df3, Lxg5; 11. Lxg5, Dxc3; (Schon dringt d-r we8 in das schwarze Spiel ein; auch hat Weiß mit offenen Turmen das bes.-e Spiel.) 12. Sc3, Sc6; 13. Sd5, c6; 14. Df2, d6; 15. Sf6+, Kd5; 16. Th5, Dg7; 17. 0-0-0, Sg5; 18. Le1, Sh3? (Le6!); 19. Dh4! (Weiß führt das Spiel nun kraftvoll zu Ende) Sg6; 20. Dg3, f4! (hübsch, aber